

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Maxa H. Danesi  
UNGARISCHE BESTE  
Eine Wachauer Leidenschaft  
*Roman*

Maxa H. Danesi  
UNGARISCHE BESTE – Eine Wachauer Leidenschaft  
*Roman*

*lektoriert von Erika Sieder  
herausgegeben von Richard Pils*

ISBN 978-3-99126-097-4

© Verlag Bibliothek der Provinz, 2022

A-3970 WEITRA · +43 (0) 2856 3794

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Umschlagabbildung: Aranka und Franz Kerzendorfer © Archiv Danesi

## INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	7
Mein Ungarn	9
Ungarische Beste Eine Wachauer Leidenschaft	15
Familienstammbaum (1857–1957)	390
Mein Mautern	392
Post Scriptum	412
Das Projekt ICH BIN HIER	414
Dank	415
Biographie	417
Literaturverzeichnis	418

## MEIN UNGARN

Wie Punscheis schmeckt, habe ich in Ungarn entdeckt. Ich weiß, dass mir Punscheis nie mehr so gut schmecken wird wie damals. ›Damals‹, das war 1967. Ich war ein Mädchen von neun Jahren und befand mich in Újszász, einer Kleinstadt 70 km östlich von Budapest. Meinem Alter entsprechend, war ich noch nie zuvor mit Rum in Berührung gekommen und wusste daher auch nicht, wie er roch. Wenn ich heute die Augen schließe, kann ich mir den Duft und den Geschmack des Rumaromas immer noch zurückholen und spüren, wie meine Zunge eine kalte Rosine aus dem Gefrorenen an meinen Gaumen drückt, um sie dort zu erwärmen. Die geschmackliche Erinnerung an diese Mischung aus Rum, Zucker, Vanillezucker und Milch mit Rosinen war damals für mich himmlisch und wird es für immer bleiben.

Aber auch mein Farbgedächtnis hat den blassen Rosaton des Gefrorenen für den Rest meines Lebens abgespeichert. Ein solches Hellrosa ist mir später nur noch einmal wieder begegnet: in einer kleinen Konditorei in Wien Brigittenau, als Punschkrapfen-Glasur. Dort, bei der ›Zuckerltante‹, sind die Punschkrapferl bis heute unscheinbar und blass geblieben. Hätten sie nicht eine rote Geleekirsche obendrauf, man würde sie in der Küchen- vitrine glatt übersehen. Auch geschmacklich sind sie einzigartig. Deshalb esse ich keine anderen Punschkrapferl mehr. Denn schon allein deren grelles Rosa wirkt auf mich wie ein Warnsignal. Ich hege ja den Verdacht, dass die Punschkrapferl bei der ›Zuckerltante‹ deswegen so köstlich sind, weil sie das gleiche ungarische Rumaroma enthalten, wie das Punscheis meiner Kindheit.

Verantwortlich für mein erstes Punscheis war Ilona. Sie stellte es in einer kleinen, durchsichtigen und mittels Handkurbel betriebenen Eismaschine her. Ilona wohnte mit ihrer Mutter Marika in dem Haus, in dem meine Großmutter aufgewachsen war. Marika und meine Großmutter waren seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts befreundet. Sie hatten gemeinsam die Schule besucht, die man sah, wenn man aus dem Küchenfenster des Hauses blickte. Ilona war in dieser Schule als Lehrerin angestellt. Früher von Non-

nen geführt, war diese Schule 1967 längst verstaatlicht. Doch – von diesen Zusammenhängen wusste ich als Kind natürlich nichts.

Damals war ich nur daran interessiert, dass Ilona sich mit mir beschäftigte. Denn sie war fröhlich und spielte wunderbar Klavier. Sie brachte mir sogar bei, den Anfang der ungarischen Rhapsodie zu klimpern – nur wenige Takte mit der rechten Hand, aber diese kann ich bis heute noch.

In jenem Sommer des Jahres 1967 reiste ich zum zweiten Mal in den Sommerferien mit meiner Großmutter durch Ungarn. Gleich nach dem Ungarn-Aufstand von 1956 waren Auslandsungarn im Land nicht gerne gesehen. Diese Zeit muss für meine Großmutter schwer gewesen sein. Sie schaffte es aber trotzdem irgendwie, den Kontakt zu ihren Freunden und Bekannten in ihrem Herkunftsland aufrecht zu erhalten. Und als ihr die Einreise wieder möglich war, besuchte sie sie jeden Sommer – mit mir.

Wenn meine Großmutter in Ungarn war, war sie wie ein anderer Mensch. Sie blühte richtig auf. Überall wo wir hinkamen, wurden wir fürstlich bewirtet, alle hofierten sie und nannten sie ›Aranka-néni‹. Endlich konnte sie akzentfrei sprechen. Ich hingegen verstand zuerst kein Wort. Wir reisten von Ort zu Ort, blieben bei jeder Familie für ein paar Tage. Gäste aus dem Westen, und die ›exklusiven‹ Gastgeschenke, die wir mitbrachten – Seife, Duschgel, Shampoo und Haarfärbemittel – waren zu dieser Zeit etwas Besonderes und allen sehr willkommen. Wir besuchten Menschen, von deren Existenz ich in Österreich noch nie gehört hatte. Wenn ich Glück hatte, dann hatten diese Menschen auch Kinder. Und wenn sie selbst keine hatten, dann wenigstens ihre Verwandten im Dorf oder die Nachbarn. In meiner Erinnerung hatte meine Großmutter wenig Zeit für mich, wenn wir in Ungarn waren. Für sie gab es einfach zu viel zu erzählen.

»Wenn dir langweilig ist, dann geh mit den anderen Kindern spielen«, sagte sie zu mir. Was zur Folge hatte, dass ich, um mitspielen zu können, im Laufe der Zeit das Ungarisch der Kinder und der Straße erlernte.

Nach ein paar Jahren beherrschte ich die Sprache sogar gut genug, um die großelterlichen ›Geheimnisse‹, die sie auch in Österreich immer auf Ungarisch abhandelten, zu verstehen. Ich war sehr stolz darauf ihnen sagen zu können, dass sie sich den Aufwand, die Sprache zu wechseln, in Hinkunft sparen könnten, da ich ohnehin alles verstanden hätte.

Auch die Visumantragsformulare konnte ich mit der Zeit auf Ungarisch ausfüllen. Diese Zeugnisse der überbordenden Bürokratie erschienen mir kurios, egal in welcher Sprache – ich habe deshalb bis heute einige Exemplare

davon aufgehoben. Was die Behörden nicht alles von uns wissen wollten, bevor sie uns erlaubten, nach Ungarn einzureisen. Geburtsname der Mutter?! Anfänglich wusste ich nicht einmal, was damit gemeint war. Aber mit der Zeit konnte ich den ledigen Namen der Mutter meiner Großmutter schon selbst eintragen: Meine Urgroßmutter hieß Etel Froschek-Mehlsack. Zuerst fand ich diesen Namen erheiternd. Später, als Teenager war er mir peinlich, wenn der Grenzpolizist, der das Formular überprüfte, gutaussehend war. Vom Schicksal hinter diesem Namen hatte ich keine Ahnung. Ich wusste nicht, dass meine Urgroßmutter 1879 in Rybnik, Galizien, in eine jüdische Familie geboren wurde und neunzehn Jahre später von dort aufbrach, um im Strom der ›Ostjuden‹ in den westlichen Teilen der Monarchie ihr Glück zu versuchen.

Zweifellos hat meine Großmutter auf unseren gemeinsamen Reisen ihre Liebe zu Ungarn an mich weitergegeben. Die Leute erscheinen mir bis heute als besonders herzlich und sympathisch, die Küche liebe ich über alles. Ich bin überzeugt, dass meine positiven Vorurteile, was Ungarn betrifft, nur darauf beruhen, weil ich das Land mit meiner Erinnerung an meine, in Jugendjahren dort verbrachte Zeit gleichsetze. Ungarn ist für mich das Synonym für Ferien, Freiheit und Unbeschwertheit. Vielleicht, weil dort auch ich etwas Besonderes – ein exotisches Wesen aus dem Westen – war, während ich den Verlauf meiner Kindheit und Jugend in Österreich im besten Fall als wenig spektakulär bezeichnen würde.

Das Ungarn von heute, über das ich mich stets interessiert durch die Berichte in den Medien auf dem Laufenden halte, hat nichts mit dem Land von damals zu tun. Ich muss es ausblenden, um mir meine naive Wahrnehmung der Anekdoten von früher in Erinnerung rufen zu können.

Da war zum Beispiel der Bauernhof in Sárvár, auf dessen Heuboden ich mit Jancsi, dem gleichaltrigen Sohn des Hauses fangen spielte. Die Halme stachen, wenn ich hinfiel, der aufgewirbelte Staub erschwerte das Atmen, die Luft schwirrte in der Hitze eines Sommertags. Was haben wir gelacht. Wir fütterten die Hühner, reizten den wütenden Hahn, pflückten Körbe voll mit roten und gelben Spitzpaprika.

Dann gab es ein Bahnwärterhaus. Es war direkt neben den Geleisen gebaut und hatte einen großen Taubenkugel. Es gab Taubensuppe, aber ich konnte sie nicht essen, denn der Anblick der Fettaugen, die darauf schwammen, verschloss meinen Magen. Sándor, der Sohn des Bahnwärters, prahlte damit, dass seine Katze alles fräße. Bis zu dem Tag, an dem sie nichts

mehr fraß. Weil sie nichts mehr fressen konnte. Um sie von ihrem Katzenbruder zu unterscheiden, der bei den Nachbarn untergekommen war, hatte Sándor der eigenen Katze einen Gummiring um den Hals gelegt. Und der wurde mit der Zeit zu eng.

In der Nähe von Esztergom war ein anderer Bauernhof, in dem gerade ein Schwein geschlachtet wurde, als wir zu Besuch waren. Um es nicht schreien zu hören, flüchtete ich ins Haus und hielt mir die Ohren zu. Wie es dann im Hof verarbeitet wurde, habe ich in Folge trotzdem gesehen.

Ich besuchte Kolchosen mit Hunderten von Rindern, riesige Kukuruzfelder, und zählte die Waggonen voller Wassermelonen auf den vorbeifahrenden Lastenzügen. Ich lernte auf einem schweren und rostigen Fahrrad auf einer nicht asphaltierten, und dementsprechend holprigen Straße Fahrrad fahren – was in der Folge meinen Freiheitsradius enorm erweiterte. Denn mit dem Fahrrad, ohne die Großmutter im Schlepptau, konnte ich autonom zu den Großeltern meiner neuen Freundin Andrea fahren, um das Fohlen zu besuchen, das sie gerade aufzogen. Oder zu Andrea. Sogar das Gestüt, an dem ich Reiten lernte, erreichte ich ohne Großmutter Begleitung.

Ich ritt mit den Stallburschen aus, die froh darüber waren, dass eine zusätzliche Person vorhanden war, um die Pferde zu bewegen. Es ging durch den Wald und über Stock und Stein. Auf den Stoppelfeldern sprangen wir über Hindernisse, die aus Stapeln von abgeernteten Strohballen bestanden. Auf dem Heimweg überquerten wir den Fluss Raab an einer Furt auf dem Rücken der Pferde. Es gab Lagerfeuer mit darüber gebratenem Speck, dessen Fett auf dicke Scheiben Weißbrot tropfte.

Als Jugendliche badeten wir in der Raab. Wir trockneten an ihrem Ufer in der Sonne, spielten dabei stundenlang Karten. Alle rauchten, es war chic. Ich fand meine erste Liebe. Die Zigaretten hießen ›Románč‹.

Meine Großmutter ließ bei einer befreundeten Schneiderin nähen. Die Seide dazu brachte sie aus Österreich mit. Am Ende des Urlaubs lagen die fertigen Kleider im Koffer über der Salami, die die Großmutter unterhalb der Theke einhandelte, denn oberhalb gab es nie welche zu kaufen. Anfänglich waren die Grenzkontrollen streng, die Zöllner hatten ernste Gesichter und leuchteten alle Bereiche der Waggonen aus. Die Passagiere mussten während dieser Prozedur auf dem Gang stehen und warten. Mit den Jahren wurde der Grenzübertritt entspannter, und meine Großmutter wagemutiger. So schmuggelte sie einmal – und es blieb bei einmal – eine gefrorene Gans nach Österreich. Als damals schon ältere Frau durfte sie

während der Kontrolle auf ihrem Platz sitzen bleiben. Die Gans konnte daher ungestört hinter dem großmütterlichen Rücken auftauen. Ich werde den Elan nie vergessen, mit dem meine Großmutter aufsprang, sobald sich der Zug nach der Grenze wieder in Bewegung setzte.

Es gäbe noch viele Erinnerungen, aber sie alle aufzuzählen, würde den Rahmen dieses Textes sprengen. Anstatt dessen habe ich beschlossen, dass ich, sobald uneingeschränktes Reisen innerhalb Europas wieder möglich sein wird, Ungarn besuchen werde, um die Orte, die ich in meiner Jugend schon kennengelernt habe, wiederzusehen und andere zu entdecken. Und vielleicht werde ich dadurch aus der Welt der Erinnerungen und Illusionen ganz in die Realität des Heute zurückfinden und meine irrationale Sehnsucht nach dem Herkunftsland meiner Großmutter wird sich in einen Teil meiner eigenen Geschichte verwandeln.

Die »Ungarische Beste« ist die in der Wachau am weitesten verbreitete Marillensorte. Woher sie kommt, ist unschwer zu erraten. Bescheiden im Anspruch, von aufrechtem Wuchs, anpassungs- und widerstandsfähig, verdankt sie ihre Beliebtheit der prächtigen Blüte und der daraus resultierenden reichen Ernte. Sie ist das botanische Paradebeispiel für eine geglückte Migrations- und Integrationsgeschichte.



Marillen der Sorte »Ungarische Beste« © Archiv Danesi

## UNGARISCHE BESTE *Eine Wachauer Leidenschaft*

Etel stand am Fenster und starrte auf die Straße hinaus. Es fröstelte sie, obwohl es Sommer war. Seit gestern konnte sie an nichts anderes mehr denken, als dass sie es auch versuchen wollte. Aaron, der älteste ihrer Brüder, hatte gestern den Eltern seine Entscheidung mitgeteilt.

›Was würden sie dazu sagen, wenn auch ich wegginge?‹

Etel drehte sich um und blickte in den ärmlich eingerichteten Wohn- und Schlafraum ihres Zuhauses.

›Vielleicht wären sie sogar erleichtert, wenn sie mich nicht mehr ernähren müssten. Aber zugeben würden sie das nie. Wenn ich ein Mann wäre, dann wäre ich schon längst nicht mehr da, denn immerhin bin ich um zwei Jahre älter als Aaron. Und kochen kann ich auch. Alle Nachbarn wissen das, dass meine Gefilten Fisch, die besten von ganz Rybnik sind. Und ich sehe es überhaupt nicht ein, dass ich hier versauern muss und darauf warten, bis ein Heiratskandidat für mich gefunden wird, den ich höchstwahrscheinlich nicht einmal leiden kann. Abgesehen davon, dass derzeit ohnehin niemand mehr das nötige Geld zum Heiraten aufbringen kann. – Das heißt, eigentlich kann ich gar nicht hierbleiben, wenn ich jemals mein Leben verbessern will. Und wenn das zur Folge haben sollte, dass ich mit der Familie brechen muss. Sei es drum. Alles ist besser für mich als Rybnik!‹

Etels Überlegungen kamen nicht von ungefähr. Die Armut war groß in Galizien im ausgehenden 19. Jahrhundert. Auch wenn die jüdische Gemeinde die kinderreichen Familien so gut sie konnte unterstützte – das Zahlenverhältnis zwischen denen, die in die Kassa einzahlen konnten, und jenen, die das Geld daraus zum Überleben brauchten, war schon lange nicht mehr ausgewogen. Dazu kamen noch die Gesetze, die es den meisten jüdischen jungen Paaren unmöglich machten, zu heiraten. Denn Heiraten war nur denjenigen erlaubt, die die notwendige Gebühr dafür entrichten konnten. Schließlich wollten die Verwaltungskosten des riesigen Habsburgerreiches finanziert werden. Außerdem hatte die Heiratssteuer neben ihrem fiskalischen Nutzen noch einen anderen, für die Obrigkeit in Wien durchaus erstrebenswerten, Nebeneffekt: weniger Hochzeiten in

Galizien bedeuteten auf längere Sicht auch weniger jüdische Bürger im Armenhaus der Monarchie.

Kein Wunder also, dass mangels Zukunftsaussichten in der Heimat, mindestens einer in jeder Familie sein Glück in der Ferne suchte. Meistens war es der älteste Sohn. Hilfreich dafür war zu dieser Zeit die rasante Entwicklung der Eisenbahn. Das Schienennetz umspannte bereits weite Teile der Monarchie und ließ die Entfernungen schrumpfen.

Deshalb begannen die meisten derer, die Rybnik in den letzten Jahren verlassen hatten, ihr Abenteuer im Zug nach Wien. Wenn sie dann später auf Besuch nach Hause kamen, hatten sie viele Geschichten von jenen zu erzählen, die in Wien erfolgreich waren. Es gab dort Juden, die zu so viel Geld gekommen waren, dass sie sich sogar prachtvolle Palais auf einer gerade neu entstandenen Prunkstraße errichten lassen konnten. Völlig in die Wiener Gesellschaft integriert, schienen diese Menschen ihre eigenen Wurzeln und die Vorfahren in den galizischen Stetln längst vergessen zu haben.

Auch Aaron hatte schon Geschichten dieser Art gehört. Mit seinen 17 Jahren sah er keine Notwendigkeit dafür, die Schilderungen der Heimkehrer in Frage zu stellen. Er glaubte, dass alle Juden Wiens in Saus und Braus lebten. Er würde bald einer von ihnen sein, das stand für ihn außer Frage.

Vom Gros der jüdischen Einwanderer, die in den Ghettos der Wiener Leopoldstadt und Brigittenau ein karges Dasein fristeten, berichtete auch niemand. Einzugestehen, dass alle neu zugewanderten Juden aus den Stetln erst in diesen Vierteln landeten, und viele von ihnen auch dortblieben, wäre keine Erfolgsmeldung für die Daheimgebliebenen gewesen.

Etelka teilte die Sehnsucht ihres Bruders. Sein Ziel war der Wiener Luxus, ihres war ein junger Mann, den sie vor einem Monat zufällig getroffen hatte. Diese Begegnung auf dem Rybniker Marktplatz hatte ihre Sehnsucht erweckt. Er trug eine schmucke Husarenuniform der kaiserlich-königlichen Armee und hatte sogar vor ihr salutiert, bevor er sie nach dem Weg zum Rabbi gefragt hatte. Sie wäre am liebsten im Morast des Marktplatzbodens versunken, so sehr schämte sie sich in dem Moment für ihre eigene bescheidene Kleidung. Er hingegen erschien ihr makellos: jung, groß, schlank, mit freundlichen braunen Augen, dunklem Haar und weißen Zähnen, die aufblitzten, wenn er lächelte.

Immer öfter schloss Etel seither die Augen, um sich die Details seines Aussehens besser in Erinnerung rufen zu können. Es machte sie unruhig, dass sein Bild langsam anfang zu verblassen.

Umso besser konnte sich Etel dafür an die kurze Unterhaltung erinnern, die sie mit ihm geführt hatte. Er fragte sie, ob sie von hier sei. Und als sie bejahte, erwähnte er beiläufig, dass in Budapest, wo er herkam, viele Menschen wohnten, die aus Rybnik stammten. Deshalb hätte er, soeben mit seiner Truppe hier angekommen, dem Rabbi einen Brief von einem Rybniker Kameraden zu überbringen.

Insgesamt hatte ihr Wortwechsel wahrscheinlich nicht einmal fünf Minuten lang gedauert. Doch diese Zeit hatte ausgereicht dafür, dass der junge Mann ihr seither nicht mehr aus dem Kopf ging. Wenn sie sich konzentrierte, dann konnte Etel sogar das Klacken seiner auf Hochglanz polierten Stiefel hören, als er die Hacken zusammenschlug, noch einmal salutierte und sich bei ihr für die erhaltene Auskunft bedankte. Seine Stimme klang so warm und einladend, als er ›vizont látásra‹ (auf Wiedersehen) sagte. Ja, Etel wünschte sich nichts sehnlicher, als dass es einmal zu diesem Wiedersehen kommen würde.

Noch immer aus dem Fenster starrend, beobachtete sie, wie einem Marktfahrer der Handkarren kippte und sein Gemüse in den Schmutz der Straße fiel. Diese Szene löste ein so starkes Gefühl der Hoffnungslosigkeit in ihr aus, dass es den allerletzten Zweifel an ihrem bereits gefassten Entschluss beseitigte. Ganz egal, was ihre Eltern davon hielten, sie würde mit Aaron nach Wien gehen. Und wenn er sie nicht mitnehmen wollte, dann auch allein. Und, wer weiß, vielleicht könnte sie es von Wien aus sogar gleich nach Budapest schaffen.

Es konnte schließlich kein Zufall gewesen sein, dass ihre Tante, die gestern aus Krakau gekommen war, als Gastgeschenk Marillen aus Ungarn mitgebracht hatte. Und nachdem diese Marillen die besten und süßesten waren, die – der Eisenbahn sei Dank – jemals bis nach Rybnik gekommen waren, interpretierte Etel diese Tatsache als Botschaft ihres Schicksals.

Sie erhob sich energisch und ging in die Küche, um mit den Vorbereitungen für das Abendessen zu beginnen. Sie traute ihren Augen kaum, als sie den Zwiebelkorb beiseiteschob: unter seinem Rand hatte sich noch eine letzte Marille versteckt. Etel zelebrierte es, die Frucht in zwei Hälften zu teilen, um den Kern zu entfernen. Sie steckte die erste Hälfte der Marille in den Mund und schloss die Augen. Die Süße der Frucht nahm in ihrer Phantasie die Süße ihres zukünftigen Lebens vorweg. Um den Genuss bei der zweiten Hälfte so lange wie möglich hinauszuzögern, drückte sie die Frucht mit der Zunge an den Gaumen. Ja, und wieder ja, diese Marille war nicht



grundlos den hungrigen Mäulchen ihrer kleinen Geschwister entkommen. Sie schien auf Etel gewartet zu haben, als geheime Botschaft, um ihr zu bestätigen, dass sie heute die wichtigste, und einzig richtige Entscheidung ihres Lebens getroffen hatte.

Wie zur Belohnung für ihre Entschlussfreudigkeit kehrte das Bild ihres feschen Husars wieder ganz deutlich in Etels Erinnerung zurück. Glücklicherweise nahm sie den Marillenkern und steckte ihn in ihre Schürzentasche. Er würde ihr Talisman werden.

Das Abenteuer konnte beginnen.

Die Mähnen der Pferde wehten im Wind. Der Kutscher hatte Mühe, seine Tiere auf der Landstraße im Trab zu halten. Es schien fast so, als wäre die Kälte für sie bei höherer Geschwindigkeit und im Galopp leichter erträglich. Wenn sie schnaubten, dann verwandelte sich die warme Luft aus ihren Nüstern zu weißen Wolken.

Die karge Landschaft neben der Straße verschwand immer wieder hinter den Nebelschwaden, als ob sie sich aus Angst vor dem kommenden Winter verstecken wollte. Die Tritte der Pferde, das Knirschen des ledernen Zaumzeugs und die ›Brrr‹-Rufe, mit denen der Kutscher die Tiere beruhigte, waren die einzigen vernehmbaren Geräusche. Auch die beiden Frauen, die in dicke Decken eingehüllt hinten im offenen Wagen saßen, schwiegen. Sie hofften beide – aus unterschiedlichen Gründen –, dass diese Fahrt bald ein Ende haben würde.

Die jüngere der beiden Frauen, Etel, war schrecklich aufgeregt. Einerseits freute sie sich auf ihre erste Arbeitsstelle im Land und war ungeduldig zu beweisen, was in ihr steckte. Andererseits war ihr bange davor, dass ihre galizischen Kochkünste dem Geschmack der ungarischen Herrschaft nicht entsprechen könnten. Sie zitterte vor Nervosität und Kälte, ihre rechte Faust hielt sie dabei in ihrer Manteltasche. Mit ihren Fingern umklammerte sie einen kleinen grauen Leinenbeutel. Wieder und wieder spürte sie nach, ob die rote Schnur den Beutel wohl noch fest verschlossen hielt, denn sein Inhalt durfte auf keinen Fall verloren gehen – ihr Glücksbringer, der Marillenkern.

Auch die ältere Frau, Ágnes, war froh, als nach der halben Stunde Fahrt endlich die Umriss des Gutshauses aus dem Nebel auftauchten. Sie wollte Etel nur abliefern und danach so schnell als möglich nach Budapest zurück, denn die Gefühle, die Szépeshely und seine Bewohner in ihr erweckten, waren nicht die angenehmsten.

Der Graf, András Szilágyi, war berühmt-berüchtigt für seine erotischen Eskapaden. Egal, wo er war, er nützte jede Gelegenheit dazu, um seinen Leidenschaften zu frönen. Außer schöne Frauen interessierten ihn nur noch Pferde und deren Zucht.

Des Grafen engster Vertrauter, Miklós, kümmerte sich treu und ergeben um beide Belange zum Wohle seines Herrn. Auch selbst war er kein Kostverächter. Seine Leidenschaft war Schnapsbrennen, genau genommen die abendliche Verkostung seiner Erzeugnisse. Manchmal geschah dies gemeinsam mit dem Grafen, oft aber auch allein. Solange er mit den Pferden oder dem Schnaps beschäftigt war, war er für die Frauen ungefährlich. Danach jedoch hieß es für alle weiblichen Wesen im Haus achtsam zu sein und die Kammern zu versperren. Einmal wollte Miklós im Rausch sogar der Gräfin zu nahe kommen. Dieser Faux-pas wiederholte sich nie mehr, denn ihre Reaktion am Tag danach blieb für immer und ewig in seiner Erinnerung gespeichert.

Mit der Gräfin war nicht zu scherzen. Sie war eine imposante Erscheinung, ihre Körperhaltung war kerzengerade, die Kleidung makellos. Meist trug sie dunkle, schwere Taftstoffe und ihre langen Röcke rauschten beim Gehen. Ihr größtenteils noch schwarzbraunes Haar trug sie hochgesteckt mit Kämmen, die mit Strass besetzt waren. Die Schönheit ihrer Jugend ließ sich noch erahnen, doch ihr verhärmteter Gesichtsausdruck verriet, dass ihre besten Jahre frühzeitig vergangen waren. Um sich vor dem Personal die andauernde Blamage durch das gockelhafte Benehmen ihres Mannes anderen Frauen gegenüber nicht anmerken zu lassen, war sie in den letzten Jahren zunehmend tyrannisch geworden. Weder die zwei Köchinnen noch die beiden Hausmädchen konnten es ihr für längere Zeit recht machen und wurden daher regelmäßig ausgetauscht.

Ágnes freute sich nicht darauf, die Gräfin wiederzusehen. ›Ich bin gespannt, ob sie in den letzten zwei Monaten noch schmalere Lippen und tiefer hängende Mundwinkel bekommen hat,‹ überlegte sie. Zwei Monate hatte Ágnes dazu gebraucht, um eine neue Köchin zu finden.

Ágnes schaute zu Etel hinüber, die ihre Wolldecke ganz fest an ihr Kinn gezogen hatte und wie halluziniert in Richtung des Gutshauses starrte. Das junge und unerfahrene Ding an ihrer Seite tat ihr leid. ›Aber was soll's, dachte Ágnes, während sie Etels zierliche Gestalt unter der schweren Decke und ihr zart geschnittenes Gesicht im Profil betrachtete, ›irgendwo musst du ja arbeiten, um dich zu ernähren. Du wirst es schon gut schaffen, mit deiner entwaffnend vertrauenswürdigen Persönlichkeit.‹

Am Ende dieser Gedanken lächelte sie Etel an und sagte laut, in ermutigendem Ton:

»Jetzt wird es ernst, meine Kleine. Vergiss nie: die Gräfin meint es nicht so, wenn sie nörgelt. Es hat nichts mit dir zu tun, sondern mit ihrem Mann. Dem Grafen und dem alten Miklós gehst du im Haus, soweit es möglich ist, aus dem Weg. Deine Freizeit, verbringst du immer mit den anderen Mädchen, verstanden? So viele Stunden sind es ohnehin nicht, die die Gräfin euch frei gibt. Ich komme normalerweise alle ein bis zwei Monate vorbei und schaue, wie es dir geht. Aber merk dir: Solltest du davor irgendeine Schwierigkeit haben, dann schickst du mir eine Korrespondenzkarte und ich komme schon vorher zu dir. Meine Anschrift hast du ja. Lass dich nicht unterkriegen. Ich wünsche dir viel Glück!«

Mit diesen Worten streifte Ágnes sich ihre Decke von den Knien und drückte Etel kurz, aber inniglich an sich. Etel war so froh, dass Ágnes auch etwas Jiddisch sprach. Sie konnte es zwar nicht sehr gut und hatte einen starken Akzent, denn es war die Muttersprache ihres früh verstorbenen Mannes, die sie erst nach ihrer Heirat gelernt hatte, aber Etel verstand trotzdem mehr davon als vom Ungarischen.

In den zwei Wochen, die seit ihrer Ankunft in Budapest vergangen waren, hatte Etel sich redlich bemüht, ein bisschen ungarisch zu lernen, aber mehr als ein paar Phrasen und Küchenausdrücke konnte sie noch nicht sagen. Allerdings war sie fest entschlossen, die Sprache so schnell wie möglich zu meistern und hoffte sehr, dass die anderen Hausmädchen sie dabei unterstützen würden.

Mittlerweile waren sie schon vor dem Gutshof angelangt. Der Kutscher sprang von seinem Bock, um mit einer scherzhaft übertriebenen Geste den beiden Damen das Trittbrett zu halten und ihnen den Abstieg von der Kutsche zu erleichtern. Ágnes, die den Hausbrauch vor Ort kannte, deutete dem Kutscher, wo er sich vor der Rückfahrt nach Budapest etwas aufwärmen könnte, und schritt dann auf die große Holzeingangstüre zu. Etel folgte ihr etwas zögerlich, sie merkte erst jetzt so richtig, wie aufgeregt sie war.

Im holzgetäfelten Eingangsbereich des Hauses standen die erste Köchin und die beiden Hausmädchen schon aufgereiht. Sie waren neugierig zu sehen, wer ihre neue Leidensgenossin sein würde. Bevor sie sich einander vorstellen konnten, kam die Gräfin die geschwungene Holzterrasse vom Oberstock herunter und verscheuchte keifend ihr Personal.

»Los, los, an die Arbeit. Hier gibt es nichts zu gaffen. Ihr werdet die Neue schon noch früh genug sehen. Wahrscheinlich ist sie in zwei Tagen ohnehin so faul, wie ihr. Elendes Pack, das ihr seid.«

Und mit einem Seufzer wandte sie sich Ágnes zu, die ihr zum Treppenufß entgegen gegangen war. Als die beiden Frauen aufeinander trafen war augenscheinlich, dass an der Begegnung nichts Herzliches war.

»Na, was bringst du mir diesmal, meine Gute?«, fragte die Gräfin mit leicht ironischem Unterton.

»Ich hoffe, diese Person ist nicht genauso arrogant und frech, wie die letzte es war.«

Und damit schaute sie an Ágnes vorbei zu Etel, die noch immer, wie zur Salzsäule erstarrt, nahe der Eingangstüre stehengeblieben war. Etel senkte den Kopf und starrte auf die hölzernen Dielen.

Die Gräfin rauschte an Ágnes vorbei. Etel sah die feinen und eleganten schwarzen Raulederstiefelspitzen knapp vor den eigenen, derben Winterschnürschuhen auftauchen. Und dann spürte sie, wie ein ausgestreckter gräflicher Zeigefinger unter dem Kinn ihr den Kopf in die Höhe drückte.

»Na, was ist? Kannst du nicht einmal grüßen? Was ist das für ein Benehmen?«, tat die Gräfin empört, obwohl sie sofort bemerkt hatte, dass das zitternde Mädchen vor ihr sicher nicht aus Bössartigkeit, sondern aus Angst kein Wort herausbrachte. Die Gräfin zuckte mit den Schultern.

»Lassen wir das einmal. Ich werde dir schon Manieren beibringen, da kannst du sicher sein.«

Mit diesen Worten drehte sie sich wieder zu Ágnes um und machte eine halbherzige Geste, die andeuten sollte, dass Ágnes in die Stube treten sollte. Doch diese ergriff sogleich die Gelegenheit, um zu erklären, dass sie zu ihrem überaus großen Bedauern heute die legendäre Gastfreundschaft der Gräfin nicht in Anspruch nehmen könne, da sie am selben Abend noch dringende Geschäfte in Budapest zu verrichten habe. Sie hoffe aber, dass Etel sich gut eingewöhnen werde und ersuche die Gräfin um Geduld mit ihr, da sie noch sehr unerfahren, aber guten Willens sei und gewiss schnell lernen würde. Und im Übrigen würden sie sich ja in einigen Wochen ohnehin sehen, um dann Weiteres besprechen zu können.

Es war beiden Frauen klar, dass Ágnes darauf anspielte, dass sie in zwei Monaten wiederkommen würde, um ihr Vermittlungshonorar für Etel zu kassieren, sollte die Gräfin halbwegs zufrieden mit ihr sein und sie deshalb im Haus behalten. So war ihr Geschäftsabkommen.

Die Gräfin insistierte nicht, dass Ágnes bleiben sollte, denn auch sie legte keinen allzu großen Wert auf ihre Gesellschaft. Ágnes kannte das Haus schon seit Langem und wusste einfach zu viel. Ágnes zwinkerte Etel im Vorbeigehen noch ermutigend an und zischte ihr auf Jiddisch zu »Halb so schlimm, du wirst sehen«.

Sobald die Türe hinter Ágnes ins Schloss fiel, konnte Etel ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie hatte nichts von dem verstanden, was gesagt wurde, aber instinktiv spürte sie, dass ihre nähere Zukunft weniger rosig werden würde, als sie erhofft hatte. Doch die Gräfin ließ ihr keine Zeit für Selbstmitleid. Sie klatschte in die Hände und rief nach Mári, der ersten Köchin.

»Also, da ist sie, deine Hilfe. Ich glaube, sie heißt Etel, und ungarisch kann sie auch nicht. Aber, das ist ja dein Problem. Also zeig ihr einmal alles und dann nimm sie mit in die Küche, sonst bekommen wir heute kein Abendessen.«

Mári schnappte Etels Tasche mit den wenigen Habseligkeiten, und schenkte ihr ein freundliches Lächeln. »Komm«, sagte sie.

Und Etel folgte ihr bereitwillig den Gang entlang, von dem aus man zu den Dienstbotenzimmern kam.

Mehr als ein Jahr war es Etel gelungen, den Bösartigkeiten der Gräfin ohne Widerspruch zu widerstehen. Dann kam der Neujahrstag des Jahres 1900 und dieser war der erste Tag, an dem Etel nicht im Dienst war.

Anstatt dessen lag sie in ihrer Kammer im Bett und überlegte sich, ob das, was vorgefallen war, ihre Situation auf Szépeshely verändern würde. Sie starrte an die Zimmerdecke. Was sie sah, war der armselig und schlampig weiß getünchte Plafond des Dienstbotenzimmers, der in ihrer Erinnerung immer wieder zur Stuckdecke mit dem regelmäßigen Girlandenmuster wurde.

Etel fühlte sich schwindlig und schloss die Augen. Die 14 Monate, die vergangen waren, seit sie in Szépeshely angekommen war, liefen in ihrer Erinnerung ab wie ein Film.

Sie dachte daran, wie es war, als sie die Beißzange von Gräfin das erste Mal gesehen hatte, und fühlte plötzlich Mitleid mit der verhärmten Frau.

Sie dachte an ihre erste Begegnung mit dem Grafen, und beschloss, momentan lieber nicht an ihn zu denken.

Dann kam ihr Péter, der 18-jährige Sohn des Hauses, in den Sinn. Er war immer höflich und nett zu allen Bediensteten, wenn er zuhause war,

aber Etel hatte stets den Eindruck als wollte er nur so kurz als möglich hierbleiben. Obwohl er in Budapest die Honvéd-Militärakademie besuchte, hatte sie das Gefühl, dass eine martialische Karriere dieser Art seinem Naturell nicht entsprach.

Im Gegenteil dazu schien Miklós die Laufbahn seiner Wahl ergriffen haben. Der Graf hielt große Stücke von ihm, auch wenn der Alte abends ständig betrunken war. Wenn Miklós seinen gewohnten Alkoholspiegel überschritten hatte, war er hinter jedem Rock her, so wie ein Stier hinter einem roten Tuch. Bei diesem Gedanken blinzelte Etel auch jetzt gleich zur Zimmertüre, um zu kontrollieren, ob der Schlüssel innen im Schloss steckte und die Tür verriegelt war. Miklós war zwar tagsüber normalerweise harmlos, aber heute könnte alles anders sein. Immerhin war die gestrige Silvesterfeier dem besonderen Jahrhundert-Jahreswechsel entsprechend feucht-fröhlich gewesen.

Erleichtert stellte Etel fest, dass der Schlüssel dort war, wo er sein sollte und die Türe versperre; sie konnte also beruhigt die Augen wieder schließen.

Da fiel ihr Gábor ein, der 15jährige Stallbursche und Helfer von Miklós. Alle nannten ihn Grabi, warum das so war, wusste nicht einmal er selbst. Etel mochte Grabi sehr. Vielleicht, weil sie mit ihrer Sympathie für ihn ausgleichen wollte, was das Schicksal bis jetzt für ihn bereitgehalten hatte. Als lediges Kind einer Magd aus dem Nachbardorf, wurde er von klein auf zwischen verschiedenen Orten hin und her geschubst. Er verrichtete jegliche Arbeit auf dem Gutshof ohne zu murren, schien dankbar für sein Essen und die ihm überlassene, abgetragene Kleidung von Péter und dem Grafen. Einmal hatte Grabi Etel anvertraut, dass es ihm noch nie so gut gegangen war in seinem Leben, wie hier auf Szépeshely. Zwar konnte die an den Stall grenzende Kammer, in der er schlief, im Winter nicht beheizt werden, doch wenn er die Stalltüre offenließ, dann reichten die Körpertemperatur der Tiere und der Strohsack, auf dem er lag, um seinen Körper warm zu halten. »Lieber Grabi«, dachte Etel, »ich wünsche dir von ganzem Herzen, dass du noch lange hierbleiben kannst und dass du nie wieder hungern und frieren musst.«

Etel erinnerte sich an den vergangenen Sommer. Mári hatte Grabi mit Erfolg beigebracht, alle Buchstaben des Alphabets zu lesen. An einem dieser Nachmittage saßen sie zu dritt auf der Bank hinter dem Haus und Grabi löste mithilfe von frisch geernteten Erbsen seine ersten Rechenaufgaben. Etel befreite die Erbsen aus der Schale und ließ sie in den großen email-

lierten Weidling fallen. Grabi und Mári transferierten, je nach Aufgabenstellung, einzelne Erbsen von dort in die bunt glasierte Keramikschüssel und wieder zurück. Als sie die Gräfin entdeckte, endete ihr unbeschwertes Glück abrupt. Wenn sie eines nicht aushalten konnte, dann war es, wenn ihr Gesinde fröhlich war. Sie scheuchte sie alle unter Schimpf und Gezeter an die Arbeit. In der Tat war ›Rongyok – Lumpenpack‹ eines der ersten Wörter gewesen, das Etel im Hause Szilágyi gelernt hatte.

Die meisten anderen, der mittlerweile schon sehr zahlreichen Wörter, die Etel bereits auf Ungarisch verwenden konnte, hatte Mári ihr beigebracht. Sie würde ihr immer dankbar dafür sein. ›Eigentlich hätte Mári Lehrerin werden sollen‹, überlegte Etel, ›geduldig, wie sie mit ihren Schülern ist.‹

Mári und Etel teilten sich diese Kammer und Etel hätte sich keine bessere Wohngemeinschaft vorstellen können. Bis jetzt jedenfalls. In der Kammer nebenan wohnten die beiden Dienstmädchen Irén und Éva. Sie hielten das Haus sauber und kümmerten sich um die Wäsche.

›Wer von beiden wird heute das Gästezimmer mit den Girlanden sauber machen?‹, fragte sich Etel ein wenig besorgt. Sie seufzte und zog sich die raue Decke hinauf, bis unter das Kinn.

Die Berührung des Stoffes mit ihrer Haut rief Etel die Empfindung der vergangenen Nacht in Erinnerung und sie spürte, wie Erregung von ihrem Körper Besitz ergriff. Wie weich seine Hände doch waren, als er ihre Haut gestreichelt hatte. Nie hätte sie sich vorstellen können, welche Gefühle ausgelöst werden konnten, wenn ein Mann eine Frau berührte. Niemand in der Familie hatte ihr je davon erzählt. Ob ihr Tate wohl auch so zärtlich zu ihrer Mame gewesen war? Dieser Gedanke war so schwer für sie vorstellbar, dass sie ihn gleich wieder verwarf. Immerhin, das was ihr widerfahren war, war einzigartig. Soviel stand für Etel fest. Sie wünschte sich so, dass András jetzt bei ihr wäre.

›Wo er wohl gerade ist? – Nein, besser nicht an die Realität denken, lieber noch ein bisschen träumen.‹

Der leichte Schlaf, in den Etel fiel, wurde durch das ungeduldige Rütteln Máris an der Tür beendet. ›Etel, steh auf! Die Gräfin hat gesagt, wenn du nicht innerhalb von 10 Minuten in der Küche bist, kannst du deine Sachen packen und verschwinden. Komm bitte, beeile dich!‹

Etel zuckte zusammen, sprang aus dem Bett und begann sich anzuziehen.

›Einmal muss es ja sein‹, dachte sie. ›Wer weiß, was daraus wird.‹

›Aber ... András, also Herr Graf, Sie haben doch gesagt, dass Sie sich damit auskennen. Und was soll jetzt werden??!‹

Etel drehte sich weg und lehnte sich gegen die weiß gestrichene Kredenz. Um ihrem Körper etwas Halt zu geben, stützte sie die Hände auf der Arbeitsfläche ab. Ihr Kopf schlug gegen das geschliffene Glas der Schranktüre. Zum Glück hielt es stand. Etel wurde schwindlig und sie spürte, dass ihr Tränen über die Wangen liefen.

Verschwommen nahm sie das Küchenmesser wahr, das Mári offenbar vergessen hatte in die Lade zu legen. Reflexartig tastete ihre rechte Hand danach und ganz so, als hätte der Horngriff des Messers ihrer Handfläche einen Impuls versetzt, straffte sich ihr Körper beim nächsten Atemzug und sie stützte ihre linke Hand auf ihre Hüfte.

Langsam, aber für den Grafen noch immer um die Spur zu schnell, drehte Etel sich um. Er saß noch immer auf dem grob gezimmerten Holzstuhl, gleich neben dem Herd. Etel bemerkte, wie seine Augen sich einen Moment lang weiteten, als er das Messer in ihrer Hand wahrnahm.

Ihre Blicke kreuzten sich nur kurz. Für den Grafen war es lang genug, um sich wieder zu fassen.

So gut er konnte, setzte er sein freundlichstes Schmeichelgesicht auf.

›Etelkám, meine Einzige, bitte‹, flüsterte er ihr zu. ›Mach jetzt keinen Unsinn. Ich organisiere dir das. Es tut nicht weh. Schau, du fährst für ein paar Wochen zu Ágnes – und wenn du wiederkommst, dann haben wir es wieder so schön wie bisher.‹

Während er sprach, erhob er sich behutsam und machte ein paar Schritte durch die Küche auf Etel zu. Diese hob ihren Arm mit dem Messer nur ein wenig und sagte kaum hörbar:

›Nicht einen einzigen Schritt mehr, Sie Schwein!‹

›Bitte, édesem, meine Süße, sag das nicht. Wieviel willst du? 100 Korona? Ich versprech' es dir – für morgen schon. Zusätzlich, selbstverständlich. Und nun sei doch wieder mein braves Mädchen, komm schon.‹

Etel fühlte sich durch diese Worte so gedemütigt, dass sie hörbar nach Luft schnappte. Ihr Körper bebte vor Wut. Sie fand alle Ungerechtigkeit dieser Welt, ihre eigene miese soziale Lage und die Armut ihrer Familie in Galizien vereint in der Niedertracht dieses Angebots. Wie war dieser Mann doch feig und gemein.

›Sie Vieh, Sie ... wer ist hier Lumpenpack?!‹ Sie schrie ihren Zorn lauthals aus sich heraus. ›Was glauben Sie von mir? Niemals! Verstanden?! Niemals!‹

## BIOGRAPHIE

Mag.<sup>a</sup> Maxa H. Danesi

Geboren 1958 in St. Pölten, Niederösterreich, aufgewachsen in Wien, wo sie auch heute lebt.

Als Kind viel an schulfreier Zeit bei ihren Großeltern in Mautern an der Donau, am Eingang zur Wachau verbracht. Ausgedehnte Reisen in den Ferien mit ihrer ungarisch-stämmigen Großmutter durch deren Geburtsland, wo die Autorin die Menschen, die Sprache und die Kultur kennen und lieben lernte.

Nach Soziologie- und Publizistik-Studium und Absolvierung von Zusatzausbildungen im sozialpsychologischen Bereich vier Jahrzehnte Berufserfahrung in einem internationalen Arbeitsumfeld in Wien.

Der Roman spiegelt die genaue Beobachtung und den liebevollen Blick der Autorin auf menschliche Stärken, Schwächen, Wünsche und Ängste vor dem Hintergrund tiefgreifender politischer und wirtschaftlicher Veränderungen über die heutigen Landesgrenzen hinweg. Die einhundert Jahre umfassende Erzählung ist Familiengeschichte und gleichzeitig ein Zeitdokument von besonderer Qualität und allgemeiner Gültigkeit.

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien*